

Neue Schweizer Lyrik

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Nutzungsbedingungen

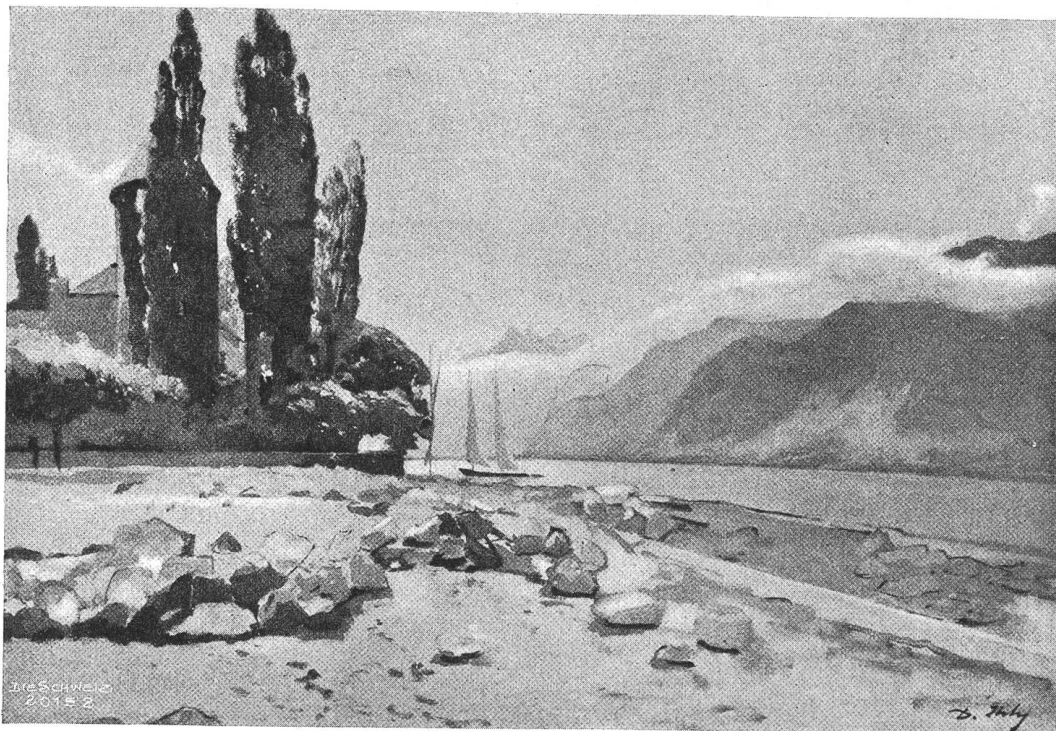
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Daniel Jhly (1854—1910).

Devey-La Tour.

als Ausdruck des intensivsten Machtgefühls.

*

Ehe: eine Unpersönlichkeitserklärung unmittelbar auf das persönlichste Erlebnis, die Liebe, oder: dessen Steigerung, um sich nochmals zu wollen in seinem Rinde! Dort haben Liebe und Ehe nichts, hier alles mit einander zu tun.

*

Wenn die Liebe an den Liebenden

sich erfüllt hat, fordert die Ehe von den Gatten das Kind. Sie sind es sich bei dem Heil ihrer Seelen schuldig, wenn sie weiterhin beisammenbleiben wollen.

*

So schafft die Ehe Mann und Frau das Grab ihrer Liebe, indem sie ihnen Siegel und Endpunkt ihres Strebens nacheinander ist.

Denn auch Ehegatten besitzen sich nicht, ohne sich stets von neuem zu wollen.

Carl Zuck, Zürich.

Neue Schweizer Lyrik.

(Fortsetzung *).

Zwei weitere lyrische Bekenntnisbücher verdanken wir bewährter Frauenhand. Auch die Zürcher Dichterin Nanny von Escher schenkte uns in ihrem neuesten Gedichtbände „Meine Freunde“ (**), einem Zyklus feinsinniger Freundschaftslieder, ein Buch ihres Lebens von stark persönlicher Prägung und individuellstem Gehalt. Was diese in schlichter und schöner Sprache geformten Weisen, die reife Frucht einer abgeklärten Lebens Epoche, besonders auszeichnet, ist die freie Ursprünglichkeit ihres Klanges, der wohlthuende Verzicht auf alles

Erkünstelte, Gesuchte und effektiv wirksame. Diese Freundschaftslieder sind wie etwas Selbstverständliches, gleichsam als dichterische Stationen an einem Lebenswege, um ihrer selbst willen da, und sie bergen eine reiche Fülle von empfangenem und gespendetem Gut, Saat und Ernte eines liebevollen Freundesherzens, das sich nehmend und gebend menschlich und künstlerisch bereichert und schmückt. Mitten aus einem Dasein der Entwicklung und des Wandels heraus entstanden, mit ihrem Wechsel an Lust- und Leidempfindungen, Sommer- und Winterstimmungen dieser Welt, bilden sie die wertvollen und bedeutsamen poetischen Tagebuchblätter eines tiefgehenden innern seelischen Er-

*) f. o. S. 396 f., wo von Ernst Bahns Dichtungen „Vergland“ die Rede war. M. b. M.

**) Zürich, Schultheß & Co., 1917.

Lebens und Werdens. Und so sehr die Lieder im Dienste der Freundschaft stehen und wurzeln, so sehr sie der Realität großer Erlebnisse ihr Gutes, ja, vielleicht ihr Bestes verdanken, sie künden daneben doch deutlich und eindringlich von Wesen und Art ihrer Gestalterin, die uns durch sie künstlerisch umschrieben und menschlich nahegerückt, ja, engvertraut erscheint. Fast überall überwiegt im guten Sinne des Wortes das persönliche Moment das stoffliche und hinter der Erscheinungen Flucht, dem Aufwallen des Gefühls, dem Aufleuchten des Gedankens steht, wertvoller und wichtiger für uns, die Dichterin, wie sie leibt und lebt. Man vergleiche z. B. Gedichte wie „Freundschaft“, „Unbeschriebene Briefe“, „Seufzer“, „Symbolisch“, „Einsam“, „Die leere Schale“, die uns, vom eigentlichen Motiv ihres Entstehens ganz abgesehen, einen Blick in Seelengründe und Traumwelten einer nach Offenbarung und Aussprache ringenden Frauenseele tun lassen. Und hier liegt vielleicht der bedeutsamste Gehalt dieser von Eigenart und Begabung getragenen Dichtungen: sie spenden ihre Gaben nicht nur verständnisvoller Mit- und Nachwelt zu willkommenem Genuß, sondern sie schenken ihre Urheberin erst so recht sich selbst. Die Leiden und Freuden ihrer Dichtertage im grünemranken, stillverkommenen Heim auf der Albishöhe haben ihr mehr und mehr jene menschliche Freiheit, jene geistige und künstlerische Reife gebracht, die es ihr nun gestatten, ihr Erleben zum Gestalten, ihr Wirken zum Schaffen werden zu lassen, und ihr nun auch dieses köstliche, inhaltreiche Liederbuch beschert haben, das gleichzeitig eine frohe Erfüllung lange gehegter Erwartungen wie auch ein verheißungsvolles Versprechen für künftige lyrische Leistungen bedeutet. Wer sich in diese lyrischen Bekenntnisse, die Blätter eines Freundschaftsliederstrausses vornehmster Art vertieft, wird Spiegelbilder eines dichterisch veranlagten Frauenlebens darin finden, die seinem Gesichtskreise dauernd liebe Zeugen ehrlichster Schöpfungstätigkeit und Werte von persönlichstem Gehalte bleiben werden. Wem aber die Dur- und Mollklänge dieser Dichterharfe noch unvertraut klingen, der mag sein Ohr feiner und williger darauf einstellen; er wird es nicht zu bereuen haben. Und eine Probe dieser sicher und selbstlos in sich beruhenden Lieder spenden mag ihn dazu besonders ermutigen, falls es dessen überhaupt noch bedarf.

Entrückt.

Mein Stern, den fremden Blicken zwar verborgen,

Abendlich begrüßte mich sein Schein,
Und jetzt? Ob tausend andre prächtig funkeln,
Umfängt mich Dunkel, und ich bin allein.

Nein, nein! Ich zaubere an den Himmelsbogen
Sein Abbild nur; noch hat der Wille Macht,

Mich zu befrei'n. Schon lichten sich die Schatten,
Und wieder wünscht ein Stern mir gute Nacht!

In Gertrud Bürgi und ihrem lyrischen Erstling: „Bilder — Liebe — Davos“ *) darf man eine neue Schweizer Dichterin von ausgesprochenster Begabung und feinstem Formsinn begrüßen. Auch diese drei Gedichtzyklen sind Zeugnisse reichen und wertvollen Erlebens und prägen in beachtenswerter Weise das Bild einer erfreulich eigenartigen und vielseitigen Poetenindividualität in groß und klar gezeichneten Zügen. Die Schöpferkraft der Liedkunst Gertrud Bürgis äußert sich ebenso ausdrucks-mächtig im Weich-traumhaften, Brünstig-seligen wie im Konzentriert-plastischen ihrer Anschauungswelt und Stilart. So reihen die Liederfolgen „Bilder“, „Liebe“ und „Davos“ eine Kette schön gefasster Dichtungsperlen von frauenhafter Anmut und einer köstlich stolzen, oft fast männlich-herb berührenden Innigkeit des Empfindens auf. Lieblich sanfter Glanz der Seele und gefühlstiefe Untertöne und Grundklänge eines lebenumstürmten Herzens leuchten und klingen aus diesen Gedichten, deren Sprache sie wie ein verklärend feines, sehnüch-tig nach höhern Welten zielendes Gewebe umfließt. Es liegt ein ferner Nachhall alter traumhafter Weisen der Romantik darüber, aber er hat sich ein neuzeitlich persönliches, eigenartig kraftvoll schimmerndes Gewand geschaffen. Seelisches wird meisterhaft vertont und Irdisches mit der Wucht einer leidenschaftlich bewegten, aber weise formenden Künstlerhand gebändigt. Stimmung, Gefühl, Anschauung und Verklärung, alles ist reif, besonnen und gemessen, vornehm und frei in den Dichtungen Gertrud Bürgis, die darum gleichzeitig erhaben und erhebend wirken, mitten aus dem Leben heraus erklingen und doch auf einer höheren Warte himmlischer Beseelung stehen. Lieder wie — um nur einige wenige typische Beispiele aus dem sprudelnden Hort herauszugreifen — das reizvolle „Sonnenpiel“, das schwärmerisch-hochgestimmte „So, wie der Staub...“, das kostbare „Abend“, die beiden wehmütig-weichen, schmerzlichen „Dein Schritt verklingt“ und „Zu spät“, daneben das prachtvoll innige „Dein Bild“ vermögen uns einen überzeugenden Eindruck von der hohen lyrischen Begabung und Berufung ihrer Urheberin zu vermitteln. Und wie ein rauschendes „Credo“ ihrer eigenen, großzügigen und seelenvollen Dichtkunst muten die feierlich schlichten Verse an, die als dreizehntes Lied den Zyklus „Davos“ schmücken:

Wundersame Lieder singt die Nacht,
Die die Sterne rings sich ausgedacht.
Klingen wie der Winde leises Wehn
In die Seelen, die im Dunkel stehn.

*) Drei Gedichtzyklen. Frauenfeld, Huber & Co., 1918.

Rätsel, große, schwere, birgt der Tag,
Der der Sonne still zu Füßen lag.
Und die Seelen, die ihm Dunkel stehn,
Können einzig seine Tiefen sehn.

Wir vernehmen in der stimmungsvollen
Harfe Gertrud Bürgis deutlich erkennbare
Klänge von neuer, persönlicher Eigenart und
vielverheißenden künstlerischen Qualitäten. Eine

Sprache der Seele, geadelt, tiefgründig und
innig, erzählt uns in den bisher bekannt ge-
wordenen Weisen vom Gehalt und Reichtum
eines dichterischen Erlebens, das sich zu schöpferischer Offenbarung gedrängt fühlt. Möge auch
sein künftiges Singen und Sagen uns recht viel
Hohes und Kostliches anzuvertrauen haben!

(Fortsetzung folgt).

Aus dem Luzernerbiet.

Mit zwei Bildnissen.

In seinen Erinnerungen an den Dichter der „Alten Greth“ schreibt Ignaz Kronenberger im Maiheft der „Schweiz“: „Bei Zneichen würde man wohl umsonst nach einem Bilde fahnden“ *). Ein solches hat sich aber doch gefunden, und dazu noch einige Gedichte des „alten Sepp“, die in der Ausgabe von 1859 fehlen. Zum hundertsten Todestage des originellen Dichters (21. Mai 1918) gedachte mit gleichem warmem Interesse wie Ignaz Kronenberger ein Luzerner Hinterländer — Sebastian Glinz beliebt er sich zu nennen — seines vergessenen Landsmannes und ließ im Freundes- und Bekanntenkreise eine kleine Jubiläumsbrochure erscheinen. Diese Arbeit des Verfassers der früher erschienenen Biographie eines hervorragenden Luzerners verdient es, den Freunden schweizerischer Literaturgeschichte bekanntgemacht zu werden, bietet sie doch eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse über Zneichen, für dessen Lebensbild wir bisher einzig auf die Einleitung zu der Viederammlung angewiesen waren.

Glinz ergänzt die biographische Skizze Zneichens in mancher Beziehung, erwägt die Ursachen, wie der „alte Sepp“ Dialektdichter wurde, zählt die noch bekannten Einzeldrucke der Vieder sowie die Literatur zu Zneichen auf und beschreibt uns die Kontroverse zwischen der „Schweizer Kirchenzeitung“ und dem Verleger der Zneichenschen Gedichte hinsichtlich der stark angefochtenen Travestie der Schöpfungsgeschichte. Unser Luzerner Historiker berichtet, wie er als armer Bub einmal im schönen Seetal Prügel erhalten habe, weil er in der Fastnachtzeit wie üblich Zneichens „Paradies“ von Hof zu Hof „gsprüchet“ habe und dabei an die unrichtige Adresse gelangt sei. Umso verdankenswerter ist es, daß er es doch nochmals wagt, mit des alten Sepp drolligen Produkten an die Öffentlichkeit zu gelangen.

Drei von den nun neugedruckten Gedichten erschienen anonym 1805 in Heinrich Zschokkes „Aufrichtigem und wohlverfahrenem Schweizer Bothen“. Wer etwas groben, aber im Grunde gesunde Anschauungen vertretenden Volks-

humor erträgt, wird seine Freude daran haben. Die Eitelkeit der „Bure-Meitli us'em Luzärnerbiet“ wird im ersten verspottet. Das zweite, „D'Bure-Buebe-n us'em Luzärnerbiet“, fingiert die Erwiderung der Mädchen. Das dritte kritisiert die Städterinnen. An den Landmädchen verläßt der „alte Sepp“ die Uebertrieblichkeiten in der Bauerntracht. Vom Hut bis zum Strumpfbändchen hat er sie scharf beobachtet: „Hüet hend si vo-n ere Wälle Strau“ mit „ghyni Güppli, Meije und Bindälle“, falsche Haarflechten, Spikli am Gölter, Haarschnüre bis zum Boden, kurze Züppen.

„Wenn eis nur ordli trämpelet
und vordra öppis plämpelet
und's d'Buebe-n echli a'schile cha,
das meint de gwüß, 's heig scho-n e Ma.“

Gleicherweise werden die Burschen hergenommen.

„Me cha-n iez goh 's Land uf, 's Land ab,
me gsehnd fei rächte Burechnab;
Hanswurste-Tschöpli hend si a,
Husarechnöpf und Schnüerli dra.

Au d'Hose sind nid gschinder gmacht,
es ist und blybt e Naretracht;
si tüend si oberm Buch scho zue
und längid abe bis uf d'Schue.“

Wer dünne Waden hat, „fäascht si mit Lümpe-n n“, und, was ja auch heutzutage zutrifft:

„Jez hend si d'Mode, wo si stönd,
au wenn si schaffe, wenn si gönd,
se lülle si am Rauktuba.“

Launig schildert der „alte Sepp“ die Riltgängerei:

„Ist eine chuum um d'Ohre troch,
se luegt er scho uf's Gadeloch
und meint, är dörf iez z'Chilti goh,
es wärd e-n ieders ine lo.“

Mit dem Mädchen geht der Jüngling zu Markt, kauft ihm eine „Nestel“ und bindet drein es „Daali“. Und fliegt ihm dann die Schöne dennoch draus, so klagt er sein Leid dem Pfarrer; denn er hat das Geld geborgt, und nun ist alles verloren.

*) o. S. 253 f.